

Rüdiger Zill

Weltenbummler, Importeure, Migranten

Drei Formen der Interdisziplinarität

I. Vom Studium Generale zur Interdisziplinarität

Seinen Aufsatz »Wirklichkeitsbegriff und Wirkungspotential des Mythos« beginnt Hans Blumenberg schon 1971 mit einem Stoßseufzer: »Die Einsicht in die Notwendigkeit interdisziplinärer Forschung« sei, so heißt es da, »nicht immer begleitet von vorsichtigen Erwartungen dessen, was dabei passieren kann.« Man erhoffe sich zwar bei solch einer Untersuchung von Gegenständen, die in den Grenzen einzelner Fächer nicht hinreichend zu erfassen seien, üppige Erträge, müsse dabei aber doch Zugeständnisse an die Logik machen. Aufgabenstellung und Programm hätten notwendigerweise unpräzise zu sein. Allein: »Am Ende stehen die Anstifter solcher neuen Unbestimmtheit etwas ratlos vor den Trümmern ihrer vagen Konzeption, aber zugleich mit der Chance und der Aufgabe, die Durchkreuzung ihrer Vermutungen und Erwartungen als eine Information über den thematischen Sachverhalt zu verstehen und zu erschließen.«¹

Blumenbergs Text geht – wie sollte es anders sein – zurück auf eine interdisziplinäre Tagung der Gruppe »Poetik und Hermeneutik«, die 1968 in Rheda stattgefunden hat und zu deren Anstiftern er selbst in der Tat gehörte, auch wenn er sich dann mehr und mehr zurückgezogen hat. Nicht zufällig sind es gerade die Treffen von »Poetik und Hermeneutik«, die zu den ersten bedeutenden geisteswissenschaftlichen Unternehmungen in Sachen Interdisziplinarität gezählt werden. Die Notwendigkeit ist aber älteren Datums; sie machte sich spätestens dann bemerkbar, als der Umfang des akkumulierten Wissens so groß geworden war, dass ein einzelner Universalgelehrter sich dessen nicht mehr allein bemächtigen konnte. Vielleicht war Hegel einer der Letzten, der das in seiner *Enzyklopädie* noch versucht hat. Aber schon bei ihm war es ein prekäres Geschäft, hatte doch bereits der berühmteste Vorgänger dieses Werks, die *Encyclopédie* Diderots und

d'Alemberts, auf die Kooperation verschiedener Gelehrter aus unterschiedlichen Wissensgebieten gesetzt. Deren Adressat war aber nicht unbedingt die jeweils andere Disziplin, sondern ein Leser, der sich einen universellen Bildungshorizont aneignen wollte.

In diesem Sinne boten im 20. Jahrhundert deshalb die Universitäten auch das Studium Generale für Hörer aller Fachbereiche an, das den zukünftigen Spezialisten eine breite allgemeine Grundlage garantieren sollte. 1947 wurde dann auch unter ebenjenem Namen eine Zeitschrift gegründet, die sich explizit als »Zeitschrift für interdisziplinäre Studien« bezeichnete (und in der Hans Blumenberg in der Folgezeit seine ersten wichtigen Aufsätze veröffentlichte). Sie beleuchtete bestimmte große Themen gern aus einer Vielzahl disziplinärer Perspektiven. In einem Heft schrieben etwa Religionswissenschaftler, Psychologen und Juristen über das Schöpferische, in einem anderen Philosophen, Anatomen, Ökologen und Sprachwissenschaftler über den Begriff des Systems. Allerdings blieb das Ergebnis solcher Bemühungen größtenteils disparat. Die Teile, die hier zusammengefügt wurden, ergaben nicht einmal eine Summe, geschweige denn eine Synthese. Man hat sich daher auch angewöhnt, so etwas eher »multidisziplinär« zu nennen. Bei echter Interdisziplinarität hingegen erwartet man einen Mehrwert, der aus der Verbindung der einzelnen Ansätze entsteht.

Das Band, das diese unterschiedlichen Zugänge verknüpfen soll, hat mehr zu leisten als der Einband eines Sammelwerks; es soll zum echten Austausch, zum Gespräch zwischen den Disziplinen kommen. Dazu bedarf es mindestens einer Tagung, wenn nicht sogar eines Exzellenzclusters.



II. Die Interdisziplinarität der Weltenbummler oder von der Erfolgsgeschichte der kühnen Metapher

Von einer interdisziplinären Tagung gilt allerdings zuweilen das, was Max Ernst – eine Metapher Lautreamonts ausborgend – vom Surrealismus gesagt hat: Sie ist eine zufällige Begegnung zwischen einem Regenschirm und einer Nähmaschine auf einem Seziertisch – oder sagen wir: das mehr oder weniger zufällige Zusammentreffen eines Hirnforschers und eines Moraltheologen im Vortragssaal eines Konferenzzhotels. Das wirkt oft furchtbar gewollt, manchmal entsteht so aber auch ein *de Chirico*. Im Grunde zeigt sich darin dieselbe Struktur wie in kühnen Metaphern. Kühne Metaphern sind solche, die dort einen großen Sprung in die Fremde wagen, wo die gewöhnlichen nur beim Gewohnten bleiben.

Die traditionelle Metapherntheorie, die sich von Aristoteles her schrieb, verstand unter ›metaphora‹ die Ersetzung eines Begriffs durch einen anderen, der dem zu ersetzenden ähnlich sein sollte, ebenjener Achill, der ein Löwe ist. Im Grunde war das Ausdruck eines geschlossenen Weltbilds, in dem jedes Ding an seinem Platz zu sein hatte und höchstens mit nah Verwandtem korrespondieren sollte. Das änderte sich mit dem Anbruch der Neuzeit. So wie die Welt, als die Seefahrer Segel setzten, die Säulen des Herkules hinter sich zu lassen, insgesamt aus den Fugen geriet und immer mehr als offenes Universum verstanden wurde, so brach bald auch die Sprache zu gewagten Unternehmungen auf. Odysseus, dessen Fremde letztlich immer nur das Mittelmeer blieb und der, wenn er wie bei Dante doch mal ins Offene aufbrach, am Ende der Welt ins Verderben gerissen wurde, musste Kolumbus Platz machen. Und in die Literatur fanden nun Metaphern Eingang, die Dinge miteinander verbanden, die so gar nicht ähnlich zu sein brauchten. Man durfte nun ferne Wortkontinente miteinander in Verbindung setzen, und dementsprechend erfand das Barock dann mit leichter Verspätung die kühne Metapher. Wie man nach Westen segelte, um nach Osten zu gelangen, so durfte auch die Sprache ungewöhnliche Wege gehen und dabei »Zugeständnisse an die Logik machen«. Zugegeben, ob man das mochte, blieb Geschmackssache.

So ist das heute noch bei interdisziplinären Tagungen: Viele Hersteller von Nähmaschinen wollen mit Regenschirmproduzenten nichts zu tun haben. Skeptiker meinen dann auch, die Referenten solcher Treffen würden

dazu zwar große Strecken zurücklegen, die Ideen aber kämen nicht an, machten bestenfalls eine Stippvisite in den anderen Fächern. Interdisziplinäre Tagungen erscheinen ihnen wie Luxuskreuzfahrten mit Weltenbummlern aus aller Herren Länder, spektakulär, aber ohne Folgen für den Alltag. Sollen sie dennoch gelingen, müssen die Teilnehmer aber zunächst einmal eine gemeinsame Sprache finden – und sie müssen über dasselbe Problem reden. Wenn Physiker, Psychologen und Philosophen sich treffen, um beispielsweise über das Phänomen der ›Zeit‹ zu diskutieren, dann benutzen sie dasselbe Wort; aber meinen sie auch dieselbe Sache? Die Referenten liefern ihre Beiträge ab und gehen anschließend mit den eigenen Fachkollegen Kaffee trinken. Auch wenn man nicht unterstellt, dass jeder nur an seinem eigenen Problem interessiert ist, so ist doch meist die Zeit zu kurz, um die Perspektiven wirklich anschlussfähig zu machen. Die Diskutanten befinden sich zwar auf gleicher Augenhöhe, können einander aber nicht recht erkennen. Man bleibt Tourist in den anderen Wissenschaften und nimmt bestenfalls unscharfe Schnappschüsse vom Gegenüber mit, die im Fotoalbum der Erinnerung verstauben.

Die Vertreter der verschiedenen Fächer werden also länger als ein Wochenende miteinander reden müssen, ja eigentlich zusammen arbeiten – in einem Forschungsverbund. Dass man auch hier auf größere Verständigungsschwierigkeiten stoßen kann, hat Harald Welzer, selbst Mitglied einer Forschungsgruppe, in der sich u. a. Neurophysiologen und Sozialpsychologen treffen, erneut bemerkt. In einem Artikel in der *Zeit* hat er Blumenbergs Diagnose Jahrzehnte später noch einmal bekräftigt: Disziplinärer Fortschritt gehe in die Tiefe, nicht in die Breite, zwischen den Fächern herrsche vor allem Sprachlosigkeit – und das beziehe sich nicht allein auf das Verständnis von Begriffen, sie gehe bis tief in die Gewohnheiten der wissenschaftlichen Praktiken hinein. Die Differenzen seien kulturelle: Man schreibe einen anderen Stil, präsentiere seine Ergebnisse auf Konferenzen ganz anders, ja, verstehe unter dem, was konkret ein Ergebnis sei, völlig Verschiedenes.

Aber Welzer zieht durchaus ein positives Fazit, denn er weiß um Abhilfe; man müsse nur eine Grundregel beherzigen: »Nie über Grundsätzliches sprechen – keine erkenntnistheoretischen, begrifflichen, keine im weitesten Sinn philosophischen Probleme aufwerfen. Interdisziplinarität funktioniert nur pragmatisch, in der exakten Definition eines gemeinsam erschließbaren Gegenstandsbe-

reichs und in der Abstimmung erprobter Instrumente und Methoden.«²

III. Die Interdisziplinarität von Importeuren und Leiharbeitern

Dieser Grundsatz bewährt sich ebenso in einem anderen, häufig übersehenen Fall gelingender Interdisziplinarität, nämlich dort, wo sich die Fächer gerade nicht auf gleicher Augenhöhe begegnen, wo eines vielmehr den Ton angibt. Vor allem in den Naturwissenschaften brauchen die Forscher zur Lösung ihrer Probleme heute oft Kompetenzen, die sie nicht aus ihrer eigenen Disziplin gewinnen können. Einst gruben – um nur ein Beispiel zu nennen – Anthropologen, die an der Herkunft des Menschengeschlechts interessiert waren, prähistorische Skelette aus und versuchten daraus den aufrechten Gang zu rekonstruieren. Bestenfalls schauten die Kollegen aus der Philosophie vorbei und überformten das Ganze dann mit einer Theorie vom Mängelwesen. Wer sich heute mit dem Problem der Menschwerdung beschäftigt, muss eine große Zahl von Erkenntnissen aus der Geologie, der Meteorologie, der Zoologie und Genetik mit heranziehen. Wenn die Frage gestellt wird, warum die Wiege der Menschheit gerade in Afrika stand, ist es interessant zu wissen, wie die klimatischen Verhältnisse zu dieser Zeit gewesen sein mussten, wie weit die Kontinentalverschiebung wohl vorangekommen war, und sogar, was ein Zebra mit der Tsetsefliege verbindet.³

Hier fungieren die anderen Disziplinen also nicht selten als Hilfswissenschaften, die ihre Erkenntnisse als Fertigprodukt anliefern: Die Arbeitsteilung ist eine hierarchische. Wie große Automobilkonzerne Batterien, Reifen und elektronische Einzelteile für ihre Limousinen bei Fremdfirmen einkaufen, so beziehen auch die Wissenschaften inhaltliche Bauteile oder die Voraussetzungen für ihre eigenen Theoreme aus der Arbeit anderer Disziplinen, aber sie geben vor, was sie brauchen können und was nicht. Auch hier ist das Problem, ob man verstehen kann, was der andere treibt, nicht völlig aus der Welt, doch stellt es sich weniger dringlich, weil man letztlich nicht an den methodischen Voraussetzungen der Nachbarfächer interessiert ist, sondern nur an ihren Ergebnissen. Hier muss nicht einmal gereist werden, hier reicht es zu importieren – oder notfalls eine Handvoll Leiharbeiter unter Vertrag zu nehmen.

IV. Interdisziplinarität als Migrationserfahrung oder Metaphernsprünge und Modellübertragungen

Das muss aber nicht heißen, dass gelingende Interdisziplinarität immer nur eine Sache der Praxis ist und die Theorie weiterhin von den einzelnen Fächern für sich verwaltet wird. Denn eine dritte Form der Interdisziplinarität, eine, die stillschweigend immer schon praktiziert worden ist, zeigt ihre Fruchtbarkeit gerade an den methodischen Aspekten eines Faches.

Gerade weil disziplinäre Forschung nicht in die Breite geht, sondern in die Tiefe, ist sie manchmal buchstäblich verbohrt. Um unlösbar erscheinende Probleme zu bewältigen, bedarf es dann eines Paradigmenwechsels. Die Daten und Fakten müssen in einem neuen Muster gesehen werden. Deshalb kommt es nicht selten vor, dass Wissenschaften für die Weiterentwicklung ihrer Theorien Anleihen in anderen Fächern machen. Die Perspektiven wechseln heißt dann, den Blick von außen suchen.

Auch in diesem Fall geht es also um Importe, nun aber weniger um die Einfuhr von Fertigprodukten als vielmehr von Know-how, von Theorien und Modellen, die sich andernorts als besonders erfolgreich erwiesen haben. Rechenmodelle, die in der Epidemiologie oder der Evolutionsforschung entwickelt worden sind, werden etwa von Sprachforschern übernommen, um ihre Daten zu verarbeiten und die Herkunft und den Verbreitungsweg der indoeuropäischen Sprachen zu rekonstruieren.⁴ Bei übergreifenden Theorieansätzen sind zu bestimmten Zeiten einige Fächer sogar zu Großexporteuren geworden: Mathematik und Mechanik in der Frühen Neuzeit, die Evolutionstheorie seit dem 19. Jahrhundert, die Linguistik im Strukturalismus, Computer Sciences heute. Im Grunde kann man auch dieses Verfahren am Modell der Metapher selbst verstehen: Deren Prinzip ist es gerade, etwas als etwas anderes zu sehen, wobei die moderne Metaphertheorie nicht wie die traditionelle davon ausgeht, dass hier Ähnliches miteinander in Beziehung gesetzt wird, sondern dass sich im Gegenteil durch die Begegnung von Unähnlichem gerade neue Eigenschaften zeigen.⁵ Metaphern werden also nicht nur dann gebildet, wenn das Tertium comparationis schon bekannt ist; vielmehr sind sie dann am produktivsten, wenn sich etwas aneinander misst, das sich gegenseitig fremd ist, im Extremfall zwei Dinge, die so fern voneinander sind, dass wir ihr Rencontre als kühne Metapher empfinden. Was in



metaphorisch gemeinten Aussagen aufeinandertrifft, sind aber nicht einfach Worte oder Begriffe, sondern nur die Stellvertreter zweier kulturell geprägter Assoziationssysteme. Auf diese Weise wird dann der neue Begriff durch den Filter all jener Implikationen betrachtet, die mit dem anderen verbunden sind.

Bei der Metapher bleibt das aber im Unausgesprochenen. Niemand, der eine Metapher gebraucht, expliziert sie im Einzelnen. Ob der Hörer genau das versteht, was der Sprecher zu meinen glaubt, ob er über dieselbe kulturelle Variationsbreite verfügt, ob ihm auch nur alle Möglichkeiten präsent sind, wird nicht offensichtlich. Ein theoretischer Strukturtransfer sollte hingegen ausdrücklich werden und kontrolliert vor sich gehen; er muss im Einzelfall ausweisen, was übertragen wird und in welcher Hinsicht. Solch eine Modellübertragung unterscheidet sich aber in einer grundsätzlichen Hinsicht wenig von der Metapher: Beide sind Migrationsbewegungen.

Anders als Touristen oder selbst Handelsvertreter stehen Migranten vor langfristigen Herausforderungen. Alfred Schütz hat das schon 1944 in seinem Aufsatz »Der Fremde« sehr treffend beschrieben.⁶ Der Immigrant kommt mit den ihm gewohnten Verhaltensweisen und Interpretationsmustern, mit der Weltsicht, mit der er aufgewachsen ist, in ein fremdes Land, in dem andere Regeln und Gewohnheiten gelten. Wie bei der Metapher sind auch beim Migranten seine mitgebrachten, durch seine Ausgangskultur geprägten Assoziationssysteme der Filter, mit dem er die neue Welt betrachtet. Dadurch wird manches aus ihr akzentuiert, stärker konturiert, manches aber auch weggeblendet. Einiges, das die Vertreter der anderen Kultur aus lauter Gewohnheit nicht mehr wahrnehmen, sieht der Migrant umso deutlicher. In vielem wird er seine Sicht der Dinge der neuen Welt anpassen müssen, einiges wird aber vielleicht an ihr selbst durch seine Sicht verändert.

Auch bei wissenschaftlichen Theoriebildungen kann das Modell aus einer anderen Disziplin manchmal etwas an der eigenen Sache sichtbar machen, was sonst verborgen bliebe.

Beim buchstäblichen Migranten gehören Fleisch und Geist natürlich immer zusammen: Der Wanderer hat seine Ideen im Kopf. Wie aber wandern Ideen in der Wissenschaft? Bedarf es auch hier eines realen Migranten? Harald Welzer präferiert eher das Modell der disziplinären Bilingualität und verweist auf Forscher, die in zwei Wissenskulturen gleichermaßen zu Hause sind –

wenn nicht sogar in mehreren. »Eric Kandel etwa, Nobelpreisträger für Medizin und der bedeutendste Neurowissenschaftler der Gegenwart, hatte zunächst Geschichte und Literaturwissenschaft studiert und war dann zur Psychoanalyse übergewechselt, bevor er zur Biologie kam. Jean Piaget, der berühmteste aller Entwicklungspsychologen, kam ursprünglich aus der Biologie. Solche Biografien geben einen Hinweis darauf, was Interdisziplinarität besonders produktiv macht – nämlich die Zusammenführung verschiedener Kompetenzen, um ein und denselben Gegenstand umfassender zu erschließen.«

Leider sind solche Multitalente rar gesät und werden – trotz anderslautender Forderungen – von unserem universitären System nicht unbedingt gefördert. Nach wie vor zahlt sich für die Karriere kurz- und mittelfristig eher die Spezialisierung aus.

Am Ende sind es vielleicht doch die viel geschmähten internationalen und interdisziplinären Tagungen, die die Ideenwanderungen anstoßen können. Vielleicht sollte man einfach die Ohren der Wissenschaftler nur etwas mehr für fremdes Ideengut sensibilisieren. Dazu bedarf es natürlich eines Quäntchens Fantasie und vor allem der Bereitschaft, nicht nur zu seinem eigenen Vortrag zu kommen.

1 H. Blumenberg: »Wirklichkeitsbegriff und Wirkungspotential des Mythos«, in: M. Fuhrmann (Hg.): *Terror und Spiel*. München 1971, S. 11–66, hier S. 11

2 Vgl. H. Welzer: »Nur nicht über Sinn reden! Stets wird »Interdisziplinarität« gefordert. Doch in der Praxis trennen Geistes- und Naturwissenschaften Welten. Ein Erfahrungsbericht«, in: *Die Zeit* v. 27. 4. 2006;

www.zeit.de/2006/18/B-Interdisziplinaritt_xml

3 Vgl. J. H. Reichholf: *Das Rätsel der Menschwerdung*. München 1997

4 Vgl. R. Bouckaert u. a.: »Mapping the Origins and Expansion of the Indo-European Language Family«, in: *Science* 337 (24. August 2012), S. 957–960

5 Zum Folgenden vgl. ausführlicher R. Zill: »Kreative Migranten oder: Warum die Wissenschaft keine Angst vor der Analogie haben muss«, in: *GEGENWORTE* 9 (2002), S. 55–58

6 Vgl. A. Schütz: »Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch«, jetzt in ders.: *Werkausgabe*, Bd. VI.2. Konstanz 2011, S. 55–89